

die sonne aus seinem gedicht.
Du bist ein Künstler,
sagte die eule zum auerhahn.
Und es war schön finster.“
(Das ende der kunst)

So soll die Heilige Schrift uns Lehrerin zum Heil bleiben,
denn es ist Sein Wort zum Leben:
„Die Verfasser der Heiligen Schrift soll niemand meinen
auch nur ahnungsweise verstanden zu haben,
er habe denn hundert Jahre zusammen mit den Propheten
die Gemeinden geleitet.
Deshalb ist es ein ungeheures Wunder um Elia und Elisa,
Johannes den Täufer, Christus und die Apostel.
Vergreife dich nicht an dieser göttlichen Aeneis, sondern
beuge dich
und verehere ihre Fußspuren.
Wir sind Bettler. Hoc est verum.“
(Wer aus solcher Haltung heraus redet, dem braucht um
seine Sprache nicht bange zu sein.)

Alex Stock
Rede, Gerede
Zur Sprache in der
Liturgie

„Es ist der gottesdienstliche Skandal der Gegenwart schlechthin, daß nach Jahrzehnten angestrebter und erreichter Liturgiereform vielfach von Zelebranten, Priestern und Diakonen, Lektoren, Ordensschwwestern nicht ausgenommen, trotz der überall zur Verfügung stehenden elektronischen Mittel die liturgischen Texte so leise, so undeutlich und hineilend dahingesagt werden, daß ihr Inhalt unmöglich von den anderen Teilnehmern des Gottesdienstes erfaßt werden kann und diese nicht einmal im wörtlichen Sinn ‚Hörer des Wortes‘ sind . . .“ Mit diesen Worten des Liturikers J. Wagner umreißt der Autor seine große Sorge um den Stand der Sprache in der Liturgie. Die eigene Erfahrung kann das nur bestätigen: Ob es sich um Lesung oder Predigt, Fürbitten oder Hochgebet handelt – die Verstehbarkeit des Gesprochenen läßt leider oft sehr zu wünschen übrig. Was alle, die vor und mit der versammelten Gottesdienstgemeinde sprechen, beachten sollten, wird im folgenden anhand der Grundformen der Messe dargestellt. red

INTROITUS

Zu dir, o Gott, erheben wir die Seele mit Vertrauen. Ein bekanntes Eingangsgesang beginnt so¹ und faßt, wie ich

¹ Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Stuttgart 1975, Nr. 462. Es handelt sich um die 1972 angefertigte Überarbeitung eines aus

denke, das Besondere der damit einsetzenden Versammlung aufs einfachste zusammen – die Erhebung der Seele aus den Niederungen der irdischen Geschäfte, dem Tal der Tränen möglicherweise, des Todesschattens vielleicht sogar. Schon der Raum sollte solche Erhebung der Seele gewähren, aber im gemeinsamen Gesang verbinden sich die so unterschiedlichen Menschen zu einem Blick und Atem. *Dein Volk erfreuet sich in dir*. In gemeinsamer Herzenserhebung freut sich das Volk, das sich andernorts und zu anderer Zeit natürlich auch an anderen Dingen freuen kann, an Gott oder *in Gott*. „Die Freude“ sagt Simone Weil, „ist das Gefühl der Wirklichkeit“.²

Als Heinrich Bone das kleine Lied für den katholischen Gottesdienstgebrauch dichtete (1851), hatte Karl Marx solcherart religiöse Volksfreude gerade als Rauschgift deklariert (1843/44) – das „Gemüt einer herzlosen Welt“ wohl, aber leider der falsche und darum kritisch aufzulösende „Heiligenschein“ des „irdischen Jammertales“³, aus dem man sich auf andere Weise zu erheben hatte als mit der Seele zu Gott. Die Gläubigen hat das, so es ihnen überhaupt zu Ohren kam, vom „Zu-dir,-o-Gott“-Singen nicht abgehalten. Und nachdem die Grenzen der damals anstelle des religiösen Opiats propagierten realen Erhebung sich abgezeichnet haben, steht es immer noch in ihrem Gesangbuch.

Großer
Realitätssprung

Aber wenn man durch die Zeiten hin, in der Verbundenheit der Generationen, dasselbe singt, singt man es doch nicht auf dieselbe Weise. Wer sich – so üblich wie zu Heinrich Bones Zeiten ist es ja nicht mehr – heute zum Singen eines solchen Liedes einfindet, muß einen größeren Realitätssprung gewärtigen von der Welt, in der wir uns betätigen, zum Angesicht, das wir suchen. Die Entfernung, aus der wir rufen „Laß leuchten, Herr, dein Angesicht“, scheint größer geworden zu sein. Um so mehr bedarf es der Beflügelung durch das Eingangsglied und alles, was darauf folgt.

VERBUM DEI

Wort des lebendigen Gottes. Das ist der vorgeschriebene Zuruf des Lektors am Schluß der Lesung, und alle sollen

dem Jahre 1851 stammenden Liedes von Heinrich Bone. Die ursprüngliche Fassung findet sich noch im Regionalteil einiger westdeutscher Bistümer. Es handelt sich um eine jener vielen um 1970 von den Haus- und Hofdichtern des deutschsprachigen Katholizismus erarbeiteten Neufassungen, deren poetisch-theologische Leistungsgrenze der Erörterung des liturgischen Sprachgebrauchs noch ein eigenes Thema liefern könnte; vgl. dazu *A. Stock*, Und die alten Lieder singen. Umgangsweisen mit der Liedtradition bei der Entstehung des Einheitsgesangbuches „Gotteslob“, in: *Liturgisches Jahrbuch* 45 (1995) 18–31.

² *S. Weil*, Cahiers, Aufzeichnungen Bd. 2, hg. von *E. Edl* – *W. Matz*, München 1993, 192.

³ *K. Marx*, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, zit. nach *ders.*, Die Frühschriften, hg. von *S. Landshut*, Stuttgart 1964, 208.

Der Skandal des schlechten Vortragens

antworten *Dank sei Gott*. Zweierlei wird da bedankt, das Wort als Wort und dieses als das Gottes. Das ist viel. Das Problem beginnt, wenn man dem Altmeister der konziliaren Liturgiereform, Johannes Wagner, glauben darf, bereits bei der Akustik: „Es ist der gottesdienstliche Skandal der Gegenwart schlechthin, daß nach Jahrzehnten angestrebter und erreichter Liturgiereform vielfach von Zelebranten, Priestern und Diakonen, Lektoren, Ordensschwestern nicht ausgenommen, trotz der überall zur Verfügung stehenden elektronischen Mittel die liturgischen Texte so leise, so undeutlich und hineilend dahingesagt werden, daß ihr Inhalt unmöglich von den anderen Teilnehmern des Gottesdienstes erfaßt werden kann und diese nicht einmal im wörtlichen Sinn ‚Hörer des Wortes‘ sind, die doch keine ‚stummen Zuhörer‘ (Pius X.) bleiben, sondern sinnvoll auf das, was verkündet wird, antworten sollen. Müssen nicht alle, die es angeht, Mühe anwenden, um den Skandal zu beenden?“⁴

Die Diagnose dessen, der an vorderster Front ausgezogen war, Liturgiereform im Sinne des Verständlichmachens ins Werk zu setzen, ist ungewöhnlich scharf. Sie besagt im Kern, daß die an sich gute neue Liturgie vielerorts das angemessene Personal einfach nicht gefunden hat und daran zu scheitern droht. Obwohl das Angebot reichhaltiger ist als je, alles in der Sprache des Landes, und obwohl die liturgischen Rollen sich, wie geplant, ausdifferenziert haben, mangelt es, nach J. Wagner, an dem einen, an der Präsentation der Texte, die das Ohr der Teilnehmer erreicht. Es ist kein Problem der elektronischen Anlagen, sondern der Stimme, die sich des Textes annimmt. Ob Priester oder Laien, Männer oder Frauen; Amt und Stellung helfen hier nichts; kompetente Lektoren sind gefragt. Ohne Ausbildung und praktische Übung wird es die kaum geben. Und die Arbeit am richtigen Vorlesen impliziert Kleinarbeit am Sinn. Das ist die erste, harte Konsequenz einer auf das Prinzip der Verständlichkeit gesetzten Liturgiereform.⁵ Wer diese Aufgabe so hoch nicht schätzen mag oder sich den Mühen ihrer Lösung nicht unterziehen kann oder will, überläßt die Texte eben jenem Rauschen, das vom alten Singsang des Latein sich nur graduell unterscheidet.

Mangelnder Hörerfolg auch wegen z. T. problematischer Textauswahl

Wenn, wie J. Wagner moniert, allzu viele Texte nicht das geforderte Leseengagement finden, so kann dieser Befund freilich auch auf die Texte zurückschlagen, die da zum Vorlesen verordnet worden sind. Haben die mona-

⁴ J. Wagner, *Mein Weg zur Liturgiereform 1936–1986, Erinnerungen*, Freiburg/Br. 1993, 299.

⁵ Vgl. ebd. 299; A. Bugnini, *Die Liturgiereform 1948–1975. Zeugnis und Testament*, hg. von J. Wagner – F. Raas, Freiburg/Br. 1988, 132.

stischen Lektionarexperten hinreichend bedacht, was dem Volke Gottes am Ende des 20. Jahrhunderts mit der Aussicht auf Hörerfolg vorgelesen werden kann und soll? Rät nicht die syntaktische und semantische Struktur mancher Lesestücke aus dem Alten Testament oder dem neutestamentlichen Briefkorpus (oder jedenfalls deren vorliegende Übersetzung) eher dazu, von ihrem mündlichen Vortrag abzusehen? Ist wirklich all das, was da auf dem Tisch des Wortes an Schriftspezialitäten angehäuft wird, zur Ernährung des Volkes vonnöten? Trägt der wohlgemeinte Lesejahrwechsel im Flottieren der Varianten vielleicht eher zum Verschwimmen des christlichen Gedächtnisses als zu seiner szenischen Stabilisierung bei?

Wenn man aber jenes „*Verbum Domini*“ nicht nur als Schlußsignal einer biblischen Lesung begreift, sondern in jenem höheren Sinne, den die deutsche Übersetzung „*Wort des lebendigen Gottes*“ andeutet, so sind solche Verständlichkeitsüberlegungen natürlich nur die Präliminarien einer viel steileren Angelegenheit, der quer durch die menschliche Textverlesung jetzt mich treffenden, rührenden, bewegenden Anrede. So ein Umsprung wäre wohl der Glücksfall einer öffentlichen Lektüre. Aber läßt sich das öffentlich proklamieren? Um dem Text die damit anvisierte Chance zu geben, bräuchte er statt einer schnellen zeremoniellen Akklamation eher einen Augenblick des Nachhalls im Bewußtsein der Zuhörer; und dann eine Predigt, in der ein lebendiger Mensch sich daran gibt, das „*Wort des lebendigen Gottes*“ für diesen Tag nach Kräften zu artikulieren.

PREDIGT

„Und wenn ich die Forderung erhob, daß der Pfarrer wie die Propheten rede oder wie die Heiligen (d. h. wie jene, die einmal den Anfang lebten, oder wie jene, die nicht aufhören, immer aufs neue ihn zu leben, die Nähe und das Feuer im Sprung erjagend), so war ich auf dem falschen Wege, denn ich hieß ihn einem Ungestüm nach-eifern, das nur als natürliches einen Sinn hat. So mußte ich begreifen, daß auch für ihn Gott sich entfernt hatte und verblaßt oder verdämmert war, daß seine Lage keineswegs beneidenswert war und wohl eine der heikelsten.“⁶ Eine übermäßige Forderung wird in diesen Sätzen des Dichters Philippe Jacottet zurückgenommen. Daß der Pfarrer in der Routine der allsonntäglichen Verrichtungen mit ursprünglichem Gottesatem rede, ist zuviel verlangt. Und doch liegt in dieser Ermäßigung des Anspruchs die Enttäuschung, daß auch hier, am eigens

⁶ *Ph. Jacottet, Elemente eines Traums, Stuttgart 1988, 65.*

Anleitung durch
poetische Belehrung

dafür vorgesehenen Platz, Gott nicht näher, farbiger, leuchtender ist als allenthalben heutzutage. Von diesem Dichterurteil muß sich keiner getroffen fühlen, der es liest. Es meint einen Pfarrer irgendwo.

Es könnte freilich sein, daß, wenn Gott den Dichter durch den Pfarrer nicht erreichen kann, er es umgekehrt versucht. Das hieße, auf dem langen Umweg über die Aufmerksamkeit für die Sprache; denn das ist das Metier der Dichtung. „(. . .) um das Empfinden des Lebens wiederherzustellen, und die Dinge zu fühlen, um den Stein steinern zu machen, existiert das, was man Kunst nennt. Ziel der Kunst ist es, ein Empfinden des Gegenstandes zu vermitteln, als Sehen, und nicht als Wiedererkennen (. . .). In der Kunst kann der Gegenstand durch verschiedene Mittel aus dem Automatismus der Wahrnehmung gelöst werden.“⁷ Könnte es sein, daß, weit diesseits eines unerzwingbaren Enthusiasmus, ein Prediger, durch poetische Belehrung angeleitet, aus dem Sprachteppich eines Sonntagsgottesdienstes (der ja nicht nur aus dem konventionell bepredigten Evangelium besteht, sondern aus einem vielschichtigen Proprium und Ordinarium, den Kirchenliedern dazu) irgendeine Sprachkleinigkeit, ein Wort, einen Satz, die ihm selbst, als er sich in der Betrachtung darüber beugte, aufgefallen sind, aus dem „Automatismus der Wahrnehmung“ heraushöbe, irgendwie zum Leuchten brächte, den ursprünglichen Lebensatem, der darin eingeschlossen ist, stimmhaft machte? Zum theologischen Hintergrund solcher Spracharbeit ist bei dem erwähnten Philippe Jacottet zu lesen: „Das Dunkle ist Atem; Gott ist Atem. Man kann seiner nicht habhaft werden. Dichtung ist die von diesem Atem genährte und getragene Sprache, daher ihre Macht über uns.“⁸ „Gott, Innen des Worts, Atem. Wer das Wort handhabt, ist Gott näher, hat also die Pflicht, das Wort zu achten, weil es den Atem trägt, anstatt ihn zu verbergen, ihn erstarren oder verlöschen zu lassen.“⁹

MEMENTO

Das Gedächtnis der Lebenden und der Toten hat im Kanon der Messe einen alten, aber auch in der neuen Vielfältigung der Hochgebete beibehaltenen Platz. Die Ruhe in der Umgebung der Wandlung, die Anbindung alles Menschengedenkens an die *memoria passionis et resurrectionis Domini nostri Iesu Christi*, die Schlichtheit der Bitten, die dem persönlichen Nachdenken gewährte

⁷ V. Sklovskij, Kunst als Verfahren, in: J. Striedter (Hg.) Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa, München 1971, 3–35, 15.

⁸ Ph. Jacottet, Fliegende Saat. Aufzeichnungen 1954–1979, München 1995, 29.

⁹ Ebd. 32.

Stille – all das gibt den Fürbitten hier ein spezifisches Gewicht und eine Offenheit, in die jeder sich mit dem Seinen gut einfinden kann.

„Überproduktion“ an Fürbitten

Den Vätern der Liturgiereform, den deutschen, wie es scheint, vor allem, genügte dies nicht.¹⁰ Sie wollten das, wovon man in den Großen Fürbitten der Karfreitagsliturgie noch den einzigen, freilich monumentalen Rest hatte, wieder als allgemein-meßliches Stück, das sogenannte *Allgemeine Gebet* zum Abschluß des Wortgottesdienstes. Im Unterschied zu den ausformulierten Texten des Canon missae war für diese neuen Fürbitten nur eine Leerstelle vorgesehen, der Ort, wo sie stattfinden sollten. Eben diese Offerte entwickelte sich zum Sog einer geradezu überbordenden Textproduktion. Von der gewünschten Spontaneität der Jugendmessen bis zu den professionellen Lieferanten liturgischer Fertigkeit ist das Formulieren von Fürbitten in immer neuen Varianten eine beliebte Tätigkeit geworden. Reichskulturelles Hierarchiedenken, persönliche Betroffenheit, konventionelle Floskeln für vage Wünsche oder versteckte Interessen mischen sich miteinander. Moralische Appelle an an- oder abwesende Adressaten werden in die Umleitungsfigur von Fürbitten gegossen. Bei den älteren Litaneien konnte man absehen, woran man sein „Wir bitten dich, erhöre uns“ anhängte, bei den neueren Eilanträgen wird man zu schnellen Entscheidungen veranlaßt, deren mechanischem Vollzug man sich ehrlichkeitshalber manchmal nur durch Schweigen entziehen kann. In einem *Allgemeinen Gebet* der Anliegen der Menschheit fürbittend zu gedenken, ist, wenn das *Memento* des Hochgebets dafür nicht genügt, gewiß ein legitimer Part des Gottesdienstes einer Weltreligion. Aber ein Filter gegen allzu unbedachten Wortschaum (gem. Mt 6, 7: „nolite multum loqui, sicut ethnici“) sollte angesichts der nachkonziliaren Erfahrung an dieser Stelle vielleicht angebracht werden.

RITUS

Die Reform der Liturgie war eine innerrituelle. Frühere Riten wurden durch besser erscheinende, neue ersetzt. Das dabei leitende Prinzip der *actuosa participatio* war im Sinne einer differenzierteren und bewußteren rituellen Tätigkeit gedacht. Wie die gottesdienstliche Praxis der Folgezeit zeigte, trieb es aber auch an die Grenze der Handlungsform des Ritus selbst.

Die Partitur der heutigen Meßliturgie versteht den Eröffnungsteil im Sinne der Konstituierung einer religiösen Versammlung, deren Vorsitz der Priester vom episkopa-

¹⁰ Vgl. J. Wagner, *Mein Weg*, 121-123; A. Bugnini, *Die Liturgiereform*, 431-433.

„Metaritueller“
Besprechung des Ritus

len Sedile her führt. Als Vorsteher leitet er die Versammlung, wozu als erstes natürlich die Begrüßung der Anwesenden gehört. Daß er sich dabei mit dem rituellen „Der Herr sei mit euch“ nicht begnügen mag, ist verständlich; der Übergang zu einer kleinen Begrüßungsansprache zum Sonntag im Jahreskreis mit kurzer Vorschau auf das Programm (*In der heutigen Lesung sagt uns der hl. Paulus. Im Evangelium hören wir.*) liegt nahe. Die lateinische Rubrik („Sacerdos potest brevissimis verbis introducere fideles in Missam illius diei“) hat wahrscheinlich schon geahnt, zu welcher Lust hier der Anlaß gegeben wurde. Entscheidend aber scheint mir, daß hier offiziell ein nichtritueller Element in den Ritus aufgenommen war. Der Ritus vollzieht sich nicht einfach, sondern wird sozusagen metarituell besprochen. Der Versuch, dieses Moment der didaktischen Intervention rubrikal zu begrenzen, konnte in einer auf Besprechung aller Dinge angelegten Zivilisation kaum gelingen. War die Fremdheit der rituellen Texte und Vollzüge erst einmal zum Bewußtsein gekommen, legte sich die Moderation, die sie dem Verständnis der Teilnehmer näherbringen konnte, natürlich an vielen Stellen nahe. („Brüder und Schwestern. Auch Schweigen kann Gebet sein. Darum beginnen wir die heutige Karfreitagsliturgie in tiefem Schweigen.“ – Das ist nicht erfunden.) Der Wunsch nach dem Einbau spielerischer Elemente und leichter Lieder, nach charismatischer Spontaneität und freier Kommunikation unter den Teilnehmern kann sich daran anhängen.

Wer vom Bauplan des liturgischen Zellgewebes ausgeht, empfindet vieles daran als Wucherung, aber es ist natürlich nichts Bösartiges, weil ja alles dem Lebenstrieb nach größtmöglicher Gemeindeinteraktion entspringt. Die darin virulente Unzufriedenheit mit der verordneten alten Liturgiesprache ist nicht einfach wegzuwischen. Aber es gilt zu bedenken, daß die Liturgiereform das Prinzip der Verständlichkeit im Sinne von Übersetzungsverständlichkeit meinte. Die neue muttersprachliche Liturgie wurde nicht originär aus dem literarischen Potential der jeweiligen zeitgenössischen Sprachkultur geschaffen, sondern als Übersetzung einer vorab in lateinischer Sprache und römischem Geist verfaßten Liturgie. Wie frei die Übersetzungen auch verfahren, genetisch waren sie an diesen Urtext gebunden. So blieb in jeder neuen katholischen Liturgie der römisch-katholische Familienzusammenhang erhalten.

Neue Liturgie mit
altem Textmaterial

Und wie neu die Fassung der Liturgie auch sein mochte, das Textmaterial, aus dem sie gemacht wurde, war alt, altorientalisch, griechisch-römisch-antik, mittelalterlich

oder jedenfalls in dem von dort geprägten Stil. Die Verständlichkeit der Übersetzung hat vielleicht erst richtig bewußt gemacht, daß man sich hier nicht mit eigenen neuen, sondern mit fremden alten Worten bei Gott einfinden soll. Die landessprachliche Homogenität kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß man sich bei dieser Art Gottesdienst in einen kulturellen und spirituellen Mehrzeitenraum begibt. Das Fremdartige soll die Teilnehmer aber nicht der Gegenwart entziehen, sondern über deren begrenzten Sprach- und Denkhorizont hinausheben. Das ist freilich unter dem allgegenwärtigen Innovationsdruck der modernen Zivilisation nicht einfach zu akzeptieren.

Auch liegt im Rahmen einer auf interaktiven Dialog und diakonisches Gespräch hin angelegten Gemeindepastoral der Wert eines festen Ritus nicht ohne weiteres auf der Hand, und der Versuch, dafür ein Wort einzulegen, setzt sich leicht dem Risiko aus, kirchenpolitisch falsch verstanden zu werden. Gleichwohl: Der in den Texten und ihrer Handlungsabfolge geregelte Ritus schafft einen Raum der Objektivität, den alle, auch der Leiter, anerkennen, zu dem auch Fremde und Randständige dazukommen können (wie einst der ungläubige Paul Claudel zur Weihnachtsvesper in *Notre Dame*), ohne gleich, was sie gar nicht wollen, in die *participatio actuosa* einer interaktiven Gemeinde einbezogen zu werden. Objektivität heißt nicht Starre, weil es ja darum geht, die vorgegebene Partitur der Liturgie mit größtmöglicher Intensität zu realisieren. Die aus Materialien der Überlieferung gebaute Liturgie ist inszenierte Alterität, die bewußt vom Alltag getrennt und ihm gegenübergestellt wird. Es ist der Raum des Gedächtnisses Gottes, des Gedenkens seiner Geschichte und der Anrufung seines Namens. Freilich nicht als umzäuntes Reservat, sondern als eingefriedete Quelle der Kraft. „Jeder religiöse Brauch, jeder Ritus, jede Liturgie ist eine Form, den Namen des Herrn auszusprechen, und muß im Prinzip wirklich eine Macht haben; die Macht, jeden zu retten, der ihnen mit dem Verlangen nach Errettung obliegt“¹¹, sagt Simone Weil und „Blindenstöcke, die es erlauben, Gott zu berühren. Zeremonien? Sakrale Gesänge? Sakramente?“¹²

Den Raum der
Objektivität bewahren

¹¹ S. Weil, *Das Unglück und die Gottesliebe*, München 1961, 192.

¹² *Dies.*, *Cahiers* 2, 173.